

(Nachdruck verboten.)

281

Kleinbürger.

Roman von Elisabeth Kuylenstierna.

Frau Luise faltete den Brief nachdenklich zusammen; es war ihrem lieben Jungen da draußen in gewisser Beziehung ja so gut gegangen, die Schuld an den Unfel hatte er bezahlt, und an Geld schien es ihm nicht zu fehlen, doch was half das alles, wenn er an Heimweh litt. Sie dachte mit einem gewissen Schaudern daran, ob die Reise wohl sehr beschwerlich sein und ob sie sich an die fremden Verhältnisse gewöhnen würde, doch um letzteres brauchte sie sich wohl nicht zu sorgen, sie war ja dann bei ihrem Jungen, der sie immer am wenigsten hatte entbehren können.

Wenn Dora mitgehen wollte, so war es vielleicht das Beste, was sie thun konnten. Marie Luise war ja versorgt, gewiß würde ihr die Trennung schwer werden, aber sie müßte sich darein finden. Günther entfremdete sich ihr immer mehr, ihre Liebe zu ihm war eher eine ehrfurchtsvolle Bewunderung, und er war zwar stets freundlich, doch nicht so herzlich und kindlich zärtlich wie Sven.

Frau Lejer saß jetzt viel allein. Die beiden Schulknaben nahmen ihre Zeit auch nicht mehr in Anspruch, da sie am letzten Termin die Schule verlassen hatten. Im Oktober wollten sie und Dora in eine kleinere Wohnung ziehen. Wenn der Umzug vorüber war, hatte sie wieder nicht viel mehr zu bedenken, das einst so kleine Heim war so sonderbar groß und geräumig geworden, tausendfache Erinnerungen hallten von den leeren Wänden, welche die Stühle jetzt nicht mehr wie früher verdeckten, wieder, und Frau Luise konnte sich manchmal dabei ertappen, daß sie sich nach einem fröhlichen Stimmengewirr sehnte, eine immer lauter als die andre, alle in dem hohen Diskant der Kinderjahre. Sie wünschte fast, daß sie kleine, zerrissene Höschen und Hemdchen zu flüden gehabt oder daß eine Reihe schmutziger Stiefel den Feuerherd garniert hätte, am meisten von allen entbehrte sie in solchen Augenblicken doch ihres Gustavs schwere, müde Schritte, die hinter der geschlossenen Thür trostlos und unruhig auf und nieder gingen, und dann konnte sie weinen, die kleine unverständige, absichtslos grauzame Frau Luise, weil diese Schritte für ewig aufgehört hatten.

Mitte September teilte Günther den Seinen durch einen Brief an die Mutter mit, daß er sich mit Nina Gadde verlobt hätte. Er ging nicht weiter auf die Sache ein, sondern berichtete nur, daß er sein Examen bestanden, aber noch gewisser Spezialstudien halber in Lund zu bleiben gedenke, seine Braut dagegen würde zugleich mit der übrigen Familie Gadde schon in wenigen Tagen nach Stockholm kommen. Erlaubte es seine Zeit, käme er möglicherweise auch zu Ebbas Hochzeit, das wußte er aber noch nicht bestimmt.

Die Verlobung wurde am folgenden Tage in den Zeitungen der Hauptstadt bekannt gemacht, rief aber kein sonderliches Erstaunen bei den Bekannten der beiden Beteiligten hervor. Es war ja klar, daß er sich mit Nina verlobt hatte, weil sie eine gute Partie war, und was sie betraf, so hatte sie bereits im vorigen Winter deutlich gezeigt, wie sehr ihr an einer Verlobung mit dem jungen Mediziner gelegen war.

Gleichwohl war man sehr neugierig, Nina als Braut zu sehen, weshalb in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt Gaddes Haus nicht leer wurde von dem Pilgerzug der vornehmen Gesellschaft, dem man den Namen Pflichtbesuche gegeben hat.

Nina war keine strahlende, überglücklich Braut, ruhig und besonnen, fast zurückhaltend nahm sie alle Glückwünsche entgegen.

„Jetzt wartet wohl die kleine Ebba auf die ältere Schwester,“ sagte die Tante Marika Ufföld eines Tages, „obwohl Ihr nicht an einem Tage heiraten dürft, das bringt Unglück.“

„Nein, ich danke; ich will im November heiraten, wie es bestimmt ist,“ erwiderte Ebba eifrig.

„Ja, auf meine Hochzeit zu warten, hat keinen Zweck.“

Günther will erst seine Studien beenden, also werden wohl noch zwei Jahre bis dahin vergehen,“ fiel Nina ein.

„Aber, liebes Kind,“ Tante Marika strich ihr ein wenig mitteilend über die Wange, „Du, hm, hm, wirst un peu passée alors, tu sais ma petite, tu as déjà vingt-six ans.“

Wenn die Baronin Ufföld die höchste Potenz von Zartgefühl entwickeln wollte, griff sie stets zu einer in ihrem schwachen Gedächtnis sorgsam bewahrten französischen Phrase, und daß ein junges Mädchen volle sechsundzwanzig Jahre alt war, ging einfach nicht an, auf schwedisch zu sagen, das würde horriblement indelicat gewesen sein.

Nina entzog sich der Liebkosung.

„Ja, ich bin anderthalb Jahre älter als mein Verlobter,“ sagte sie kühl, „und es ist gern möglich, daß ich bis dahin passée sein werde, doch mit großen Jugendreizen habe ich ja niemals aufwarten können.“

Nina hatte keine ihr nahestehende Freundin, den meisten war sie ein verschlossenes Buch, um das sich niemand recht gefümmert hätte, wenn es nicht in den Prachtband des Reichtums gebunden gewesen wäre. Nicht einmal in ihren Briefen an Günther gab sie sich rückhaltlos, denn sie wußte mit dem sichereren Instinkt des Frauenherzens, daß er sie nicht liebte.

Er hatte in einer Art überströmenden Mitleids mit ihrer Schwäche um sie geworben, und er hatte niemals gesagt, daß er ein anderes Gefühl als das der „Zuneigung“ für sie hege. Oft wenn sie unbeschäftigt und müde von all der rastlosen Arbeit um sie her vor dem knisternden Kaminfeuer ihres Zimmers saß, dachte sie an die Stunde, in welcher sich das Schicksal ihres Lebens entschieden hatte. Es war nach einem größeren Diner, vielleicht sah sie den Tag besser als gewöhnlich aus, sie glaubte es fast; der Anzug war mit raffinierter Sorgfalt gewählt, um e i n e m zu gefallen, der am allerwenigsten nach schönen Toiletten zu fragen pflegte. Sie war, so weit es ihr eben möglich schien, mit dem Bilde, das ihr der Spiegel bot, zufrieden gewesen, und sie bemerkte sofort bei Tisch, wo Günther ihr Nachbar war, daß es ihr gelungen war, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Auf sich! Jetzt lächelte sie, ein hartes, bitteres Lachen, bei dem Gedanken, es war auch damals ihr Reichtum gewesen, der ihn gefangen nahm, die Eleganz, mit der sie verschwendend konnte, und die sie anzuwenden verstand. Ach, ihr ganzes Leben hindurch wollte sie Worths oder irgend eines andren Modelfürsten Sklavin werden, wenn sie um den Preis Günther für sich gewinnen konnte.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, gingen sie in den Garten, wo das gelbrote Laub der Buchen schon einen dünen Herbstteppich über die Steige breitete und die Sonne noch einmal ihr scheidendes Licht über die Natur in ihrer wehmütigen Pracht ausgoß, wie der letzte, langsam ersterbende Abschiedston aus einem Potpourri fröhlicher Melodien verhallt. Es war des Sommers Lebewohl, die Begegnung zwischen dem erusten, schwermütigen Herbst und dem stolzen, lebenslustigen Sommer, welche an dem Septembernachmittag da draußen vor sich ging, als sie Arm in Arm durch den Park wandelten.

Sie hatte sich auf ihre Lieblingsbank gesetzt bei dem alten, eingetrockneten Karauschenteich, in dem die Frösche im Frühling ihr Quartier aufschlugen; es war still um sie her, so still als harre alles erwartungsvoll auf etwas Besonderes.

Vielleicht hatte sie gerade irgend eine gleichgültige Frage stellen wollen, das wußte sie nicht mehr, denn alle Erinnerungen konzentrierten sich auf seine Worte, diese ruhigen, ehrfurchtsvollen Worte, die ihr sagten, daß er ihr Geheimnis erraten hatte! „Fräulein Nina“ — sie bebte beim Klang seiner Stimme. „Sie wissen, daß ich sehr arm bin, und daß ich einer Frau nichts zu bieten vermag, aber ich bin jung und will einem Ziel entgegenarbeiten, das leuchtend vor mir steht, ist Ihnen dies genug; haben Sie Mut, mir anzugehören und auf mich zu warten, nach dem, was ich Ihnen gesagt habe?“

Sie wußte nicht, was dann gefolgt war, doch glaubte sie, daß sie einen Augenblick, einen einzigen nur, alles über der Seligkeit, ihn ihr eigen zu nennen, vergessen hatte, und daß sie ihren armen, mißgestalteten Körper unter bebenden Liebkosungen an seine harmonisch gebildete Gestalt geschmiegt hatte; ihr häßliches, vogelartiges Gesicht hatte sie an sein regelmäßig schönes gepreßt — ja, so hatte sie sich einem Manne geschenkt,

der sie nicht liebte, der sie als lebende Sicherheit ihres Kapitals nahm. —

Im Nebenzimmer erschallte Ebbas muntere Stimme, sie probierte eins der vielen Kleider an, die für sie genäht wurden. Ihr Geschwätz war für Minas Ohren ebenso peinigend wie Vogelgezwitz für überreizte Nerven.

Einmal die Woche kam ein vier oder fünf Seiten langer Brief von Günther. Er schrieb freundlich, doch ohne zärtliche Ausdrücke, ohne die zarte Charakterauffassung eines geliebten Weibes, die solche Briefe zu teuren Reliquien macht. Da war nicht eine einzige dieser geistlosen, überströmenden Liebesphrasen; er war wie ein Blinder, der ungerührt von dem stark strahlenden Lichte bleibt, das man ihm entgegenhält.

Mina versuchte zu malen und in der Arbeit ihren Kummer zu vergessen, doch sie vermochte kein Kunstwerk mehr zu stande zu bringen. Das Leben hatte sie in seine harte Umarmung genommen und hielt sie, wie es alle seine Kinder hält, unbeweglich fest, im Kampf oder Glück stets ihre ganze Kraft fordernd.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Familienglück.

Von E. Preczang.

Vater, Mutter, Ottilie sitzen am Ofen. Vor sich auf dem Tische ein bunter Teller mit duftenden Pfannkuchen; eine silberne Kanne mit dampfendem Punsch; vier geschliffene Gläser in silbernen Körbchen. Vater liest die Abendzeitung. Mutter strickt, Ottilie sticht. Die Letztere hat gerötete Augenlider; zuweilen fügen ihr einige Thränen über die Wangen. Dann zieht sie ihr Taschentuch, schnaubt heftig und wirft der Mutter wütende Blicke zu. Später Better Ferdinand.

Mutter: „Nun höre endlich mit Deinem Geseufze auf! Das hilft Dir doch nichts. Es bleibt so wie ich sage. Ich, Deine Mutter!“

Ottilie: „Grausam bist Du!“

Mutter: „Wie? Das wagst Du mir zu sagen? Mir! (Nacht beleidigt.) Ich — grausam! Nun, da bist Du wirklich die erste, die mir das sagt. Ein Herz hab ich — von Wachs! Jawohl: von Wachs! Ein Herz — na, Du magst fragen wen Du willst. Du weißt es, Max!“

Vater (brummt etwas ohne aufzusehen).

Mutter: „So rede doch, wenn Du gefragt wirst! Stumm wie ein Stein, dieser Mann! (Erbozt.) Wie? Sorge ich nicht Tag und Nacht für Euch? Hier, diese Strümpfe, gehören Sie mir? Nein — nur damit sich mein „lieber Mann“ nicht die Füße erfriert in seinem kalten Bureau. Ihr sollt Euch wohl fühlen im Hause — das ist mein einziger Gedanke. Bei Tag und bei Nacht! Jawohl! Pfannkuchen, Punsch! An einem Wochentagel Siebt es das wo anders?“

Ottilie: „Hal Weil Better Ferdinand kommt!“

Mutter: „Der arme Junge! Hat kein Heim, keine Seele, die sich um ihn sorgt! Wenn ich nicht — na! — man will sich nicht selbst loben.“

Ottilie (spöttisch): „Armer Junge — von vierzig Jahren! Ach, so jung — hat noch nicht mal Haare auf'm Kopf.“

Mutter: „Ein gutes Herz hat er! Das ist mehr wert als Haare. Aber das ist fast bei allen Verwandten von meiner Seite. Nicht wahr, Max?“

Vater: „Ja. Es ist sozusagen eine Familienkrankheit bei Euch.“

Mutter: „Krankheit? Nun, ich denke im Gegenteil. Eine schöne Krankheit, wenn man nur dafür lebt, anderen das Dasein gemüthlich zu machen. Ich möchte einmal sehen, was Ihr seufzen würdet, wenn ich Euch den Händen des Dienstmädchens auslieferte! Bitten würdet Ihr mich, jawohl, bitten! Ihre Pfannkuchen sind nicht zu essen, der Punsch ist nicht würzig. Na, Max, Du hast es erfahren, als ich nur mal drei Tage verreist war. Nicht? (Er hört nicht.) Sag's doch, wenn Du es nicht der Mühe für wert hältst, mir zu antworten! Oder meint Ihr, ich bin nur dazu da, Euch zu unterhalten? Da schweige ich lieber.“

Vater: „Jawohl. Du hast ein Herz von Wachs.“

Mutter: „Siehst Du. In Deinem Herzen bist Du mir noch immer zugethan. (Zu Ottilie.) Dein Vater und ich, wir haben uns aus Liebe geheiratet, aus purer, reiner Liebe. Und deshalb ist Friede und Glück im Hause.“

Ottilie (mit einem Thränenausbruch): „Will ich etwas anderes? Und Du sagst: nein! Dabei ist's genau daselbe.“

Mutter: „I bewahrel! Dasselbe! Deine Meinung ist Schärmerei, unklare Sehnsucht, aber keine Liebe.“

Ottilie: „So? Das weiß ich besser.“

Mutter: „Weißt Du nicht. Das kann nur ein älterer Mensch übersehen, der Erfahrung in solchen Dingen hat.“

Ottilie: „Und ich laß nicht von ihm!“ (Thränenstrom.)

Mutter: „Du wirst es müssen. Befehlet Dich meine mütter-

liche Güte nicht, dann wird Dein Vater ein Nachtwort sprechen. Nicht wahr, Max? (Er hört nicht. Sie stößt ihn mit der Stricknadel.) Ist Dir denn alles gleichgültig?“

Vater (ohne aufzusehen): „Jawohl, Du hast ein Herz von Wachs.“

Mutter: „Du sollst reden! Du, was fällt Dir denn ein?“

Vater (sieht verwundert auf): „Ich hab doch nichts gesagt!“ (Liest.)

Mutter: „Und mit einem solchen Mann hat mich der Himmel zusammengebracht! Ich glaube, er rührt sich nicht und wenn seine ganze Familie zu Grunde geht!“

Ottilie: „Ja, Du könntest mir wohl beistehen, Papa.“

Mutter: „Wie? Beistehen? — Max! Willst Du ihr beistehen? (Er hört nicht.) Max!“ (Sie bohrt ihm mit der Linken eine Stricknadel in den Arm und entreißt ihm mit der Rechten die Zeitung.)

Vater: „Aul Donnerwetter! Na, Du hast wohl heute wieder Deinen guten Tag! Nicht mal seine Zeitung kann man in Ruhe lesen. Also: was ist los? Ihr habt Euch wieder mal gezantzt. Weiter nichts?“

Mutter (läßt vor Schred das Strickzeug fallen und schlägt die Hände über dem Kopf zusammen): „Er weiß von nichts! Wahrhaftig! Zerbricht sich den Kopf über die chinesische Politik und kümmert sich um die wichtigsten Familienangelegenheiten nicht! „Gezantzt?“ Wird in meinem Hause gezantzt?“

Vater: „Ist das etwas neues?“

Mutter: „Bin ich eine Janibase? Bin ich nicht ein friedlicher Mensch, wir Ihr ihn Euch erst wieder suchen könnt?“

Vater: „Ja. Du hast ein Herz von Wachs.“ (Er greift nach der Zeitung.)

Mutter (schlägt nach der Zeitung): „Ottilie will sich — verloben! Hörst Du?“

Vater: „Verloben? Gut. Max sie. Alt genug. Wer ist denn der Glückliche?“

Mutter: (parodierend): „Gut. Max sie. Wer ist denn der Glückliche? — O Dul Ein Techniker ist's!“

Vater: „Sieh! Hoffentlich ein anständiger Mensch. Du könntest ihn uns allerdings wohl einmal vorstellen. Da hat die Mutter recht. Vollständig recht.“

Mutter: „Wie? Hast Du geschlafen?“

Ottilie: „Die Mutter leidet's doch nicht.“

Mutter: „Nein! Ich leide es nicht! Weil ich von der ganzen Geschichte nichts wissen will! Uebrigens kennst Du ihn, Max. Er arbeitet ja in Deinem Bureau.“

Vater: „Ach! Wohl der kleine Brennecke? Sieh an! So'n Schtverendster! Na, da kann ich Dir aber wirklich gratulieren, Ottilie! Es ist ein patenter Junge. Alle Achtung!“

Mutter (wirft das Strickzeug auf den Tisch): „Habe ich hier noch ein Wort mitzusprechen? Oder bin ich eine Null?“

Vater: „Das kann niemand behaupten.“

Mutter: „Ich sage, es ist keine Partie für Ottilie, weil eine Heirat mit dem Menschen zu keinem glücklichen Familienleben führen kann!“

Ottilie: „Oh, Du sollst sehn! Wir sind ja wie eins.“

Vater: „Zehst bin ich neugierig.“

Mutter: „Der Mensch ich noch viel zu jung.“

Vater: „Achtundzwanzig.“

Mutter: „Wenn auch. Das Schicksal kann ihn hierher werfen, dorthin.“

Vater: „Er hat eine sichere Stellung.“

Mutter: „Wenn auch. Das Gehalt ist nicht groß.“

Ottilie: „Aber Du sagst doch selbst: die Liebe —“

Mutter: „Gewiß. Vom Gehalte rede ich nur so nebenbei. Trotzdem: die unsichere Existenz ist mit in Betracht zu ziehen. Ferner: Der mangelmüthige Sinn der Jugend.“

Ottilie: „Er ist mir ja so treu!“

Mutter: „Papperlapapp! Treu! Das kennt man.“

Ottilie: „Papa war Dir doch auch treu.“

Mutter: „Ja! Dein Vater und ich! Was, Max? So etwas giebt's auch nur einmal auf der Welt!“ (Sie umarmt ihn.)

Vater: „Brauchst Du Wirtschaftsgeld?“

Mutter (stößt ihn von sich): „Barbar Du! Ach, was für ein herzloser Mann! Daß ich Dich auch gerade —“

(Es läutet im Korridor.)

Vater: „Das Mädchen ist wohl nicht da?“ (Er geht hinaus, um zu öffnen.)

Ottilie: „Das ist Better Ferdinand! Dem sag' ich's. Der steht mir bei.“

Mutter: „Daß Du Dich unterziehst! Kein Wort!“

Ottilie: „Der würde mich veritehen.“ (Schluchzt.)

Mutter: „Ja. Er ist ein verständiger Mann. Und wenn Du nicht so entsehrlich dumm wärs't . . . Sag mal, Ottilie, Du hast doch den Better Ferdinand recht gern, nicht wahr? Aber so weine doch nicht, dummes Kind. (Reibt ihr die Wangen mit einem Taschentuch.) Recht fröhlich, hörst Du! Ferdinand liebt die Heiterkeit.“

(Vater tritt mit Ferdinand herein.)

Ferdinand: „Guten Abend! (Erblidt Punsch und Pfannkuchen.) Ah, hm. Na, das sieht hier ja wieder recht einladend aus.“

Mutter: „Wie nett, daß Du Dich mal sehen läßt.“

Ferdinand: „Nanu, Ottilien! Wieder mal gefleht?“
Mutter: „Ach, die roten Augen? Vom Stiden. Sie ist zu fleißig. Gönnst sie keine Ruh. Wer die mal in sein Haus kriegt, der hat's. Der hat's, sag ich bloß, Ferdinand. Na, so sind in meiner Familie alle Frauen. Nur nicht müßig sitzen. Ja die Hände nicht still halten!“

Ferdinand: „Schauerhaft.“

Vater: „Erblich, Nichts gegen zu machen.“

Mutter: „Ich meine, Du kannst froh sein, daß Dir alles im saubersten Stand gehalten wird.“

Vater: „Ich sag' ja gar nichts. Wenn auch die alten Germanen ohne ein täglich zweimaliges Staubwischen ausgekommen sind.“

Mutter (nahe dem Weinen): „Das ist der Dank, daß ich Dich aus Deiner Verwahrlosung gerettet hab! Hättest Du ein einziges Paar ganze Hemden, als ich Dich heiratete?“

Ferdinand (liebängelt mit dem Punsch): „Zanken könnt Ihr Euch, wenn ich nicht dabei bin. Trinken wir lieber mal.“

Mutter: „Schenk ein, Ottilie. (Lächelt mitleidig.) Nein. Zanken? So etwas giebt es nicht bei uns.“

Vater: „Bloß hin und wieder 'ne kleine Meinungsdivergenz. Prosit! (Sie stoßen an und trinken.)“

Ferdinand (hat sich über die Pfannkuchen hergemacht): „Ganz famos. Natürlich selbst gebacken?“

Mutter: „Ottilie hat den Teig eingerührt.“

Ottilie: „Ich?“

Ferdinand (kaut): „Ihr führt eigentlich ein recht gemüthliches Leben hier. Sitzt am Ofen, trinkt Punsch — und kein Wirt gebietet Feierabend.“

Mutter: „Das kannst Du Dir denken. Du armer Jungeselle kennst so etwas nicht. Thust mir ordentlich leid mitunter.“

Ferdinand: „Du gute Seele.“

Vater (kaut): „Sie hat ein Herz von Wachs.“

Mutter: „Ich verstehe nicht, wie Du so ein Dasein aushältst. Es ist doch kein recht's Leben.“

Ferdinand: „Ich halt's aus. So gut wie's gehen will.“

Mutter: „Du hältst es aus. Gewiß. Weil Du mußt. Aber oft genug schimpfst Du über das Wirtshausessen. Dann wieder mal über Dein kaltes Zimmer. Ueber die Keuschheit. Kurz: die ganze Ordnung. Allein die Knöpfe!“

Ferdinand: „Oh Du! Da giebt's jetzt 'ne Patentforte. Knipsen von selbst. Ohne Zwirn. Ausgezeichnet.“

Vater: „Schade, daß die nicht früher erfunden sind.“

Mutter: „Du sei nur ruhig. Als ob ich Dich nicht bis in's kleinste bemuttern müßte! Ach, Du undankbarer Mensch! Hätte ich doch nur den ersten besten genommen!“

Vater: „Ja. Hättest Du nur! Dann könnte man wenigstens seine Zeitung lesen.“

Mutter: „Zeitungs! Du hast keinen Familiensinn! Das ist alles. Ich möchte Ferdinand an Deiner Stelle sehen.“

Ferdinand: „Um Gotteswillen!“

Mutter: „Thu nur nicht so. Ich seh Dir's an, wo es fehlt. Deine Augen leuchten ordentlich auf, wenn Du hier zu uns hereintrittst. Siehst Du, das wollte ich Dir schon lange sagen: Dir fehlt eine liebende Hand! Etwas Innigkeit um Dich herum.“

Ferdinand (gießt sich Punsch ein): „Innigkeit? Warum nicht. Gewiß, so ein bißchen Heimischfühlen. (Er trinkt.) Ah, — Ja, wie gesagt: es müßte jemand sein, der sich nicht nur am ersten des Monats für einen interessiert.“

Mutter: „Haha! Kommt Du dahinter? Das Familienglück fehlt Dir, mein Junge! Weiter nichts!“

Ferdinand (kaut): „Familienglück. Raja, gewiß. Man kann's ja schließlich so nennen. (Wird nachdenklich.) Das heißt: ich habe wahrhaftig mitunter ebensolche Gedanken. Wirklich!“

Mutter: „Ottilie! Geh für ein Weilschen hinaus.“ (Geschlecht.)

Vater: „Was bedeutet denn das?“

Mutter: „Ich werde schon meine Gründe haben.“

Vater: „Die hast Du immer.“

Ferdinand: „Warum hat denn das Kind geweint? Ihr könnt mir doch nicht erzählen, daß das vom Stiden ist.“

Vater: „Ja, denk Dir! Sie will sich. . .“

Mutter: „Du sollst ruhig sein! Das gehört nicht hierher. Ich sage nur so viel, Ferdinand, es ist eine Pflicht gegen Dich selbst, daß Du dieses unordentliche Bummelleben aufgibst und heiratetest. Dieser Meinung sind wir lange.“

Vater: „Wir? Erlaube.“

Mutter: „Nun! Was hast Du an der Ehe auszufehen? Ich glaube gar: gerade Du! Außerdem ist es auch ganz gleichgültig, wie Du darüber denkst. Ich bin eine Frau, die etwas durchgemacht hat. Deshalb sage ich, Ferdinand: so geht es nicht weiter. Du bist ein wohlhabender Mann. Gereift. Hast die Jugendthorheiten hinter Dir. Bist nicht so ein Zünling, der von Liebe schwärmt. . .“

Vater: „Wie Ottiliens Techniker.“

Mutter (sprachlos): — — —!

Ferdinand (lacht): „Ach so. Darum. Warum sagt Ihr mir das nicht?“

Vater: „Ich wollte ja. Aber. . .“

Mutter: „Ja, Du, Du! Soll ich Dir sagen, was Du

bist? Ein Narr! Ein — ein — ein (bricht in Schluchzen aus). Ach, Ferdinand, ich bin ja so unglücklich, daß ich mit einem solchen Mann mein Leben verbringen muß! Warum straft mich der Himmel so? (Trodet sich die Thränen, schnaubt heftig.) Geh hinaus! Ich werde allein mit Ferdinand sprechen. Wir verstehen uns.“

Vater: „Gott sei Dank.“ (Mit seinem Punschglas ab.)

Mutter (nach einer Pause): „Nun setz Dich mal her zu mir, Ferdinand. Wir wollen's in aller Ruhe und Güte miteinander bereben. Dir fehlt eine Frau, nicht wahr? Schütte mir nur ruhig Dein Herz aus.“

Ferdinand: „Ja, gleich. Rede nur weiter. (Er geht zur Thür, nimmt heimlich Leberrod und Gut. Leise ab.)

Mutter (die einige entfallene Maschen auf die Stricknadel zu spicken sucht): „Ich sage: das, was Dir not thut, ist eben die häusliche Innigkeit, das Familienglück — (sieht sich um) — nicht wahr? (Springt auf, starrt nach der Thür.) Ah! — Oh!! —“

Kleines feuilleton.

er. Schulfreundinnen. Sie sahen sich eine Weile schweigend an, als suchte die eine im Gesicht der andern irgend etwas zu ergründen, dann sagte die Große plötzlich entschlossen: „Entschuldigen Sie, aber nicht wahr, ich irre mich doch nicht, Sie sind — Du bist doch Wilhelmine Wegner?“

„Bergmann, geborene Wegner.“ Die andre lächelte. Ein jähes Erinnern flog über ihr Gesicht: „Ach und Sie. . . Du. . . Nein! Ja doch: Martha Bernide. Nicht wahr, Martha Bernide?“ „Na, natürlich: Martha Bernide und immer noch Martha Bernide.“ Die andre sagte es etwas süßsauer, lachte dann aber herzlich: „Nein, und Du bist es wirklich? Wilhelmine — München? Daß wir uns hier so wiedersehen, nach fünfzehn Jahren! Und Du bist verheiratet?“ Sie betonte das Du.

„Ja, warum denn auch nicht?“ Die geborene Wegner nickte: „Ich seh' Dich nämlich schon eine ganze Weile an und überlege: „Wer ist denn das?“

„Na, und gerade so ging es mir mit Dir. Du bist aber die geworden, München! Wie ich mich freue, Dich wiederzusehen, es ist immer solche Freude, wenn man eine Schulfreundin wiederfieht.“

„Ja, nicht wahr, man wird ordentlich wieder jung.“

„Na, ich bin doch etwa noch nicht alt.“ Martha warf den Kopf zurück und lachte mit dem Köpfchen in der Chokoladentasse. „Mit siebenundzwanzig ist man doch noch nicht alt.“

„Bist Du erst siebenundzwanzig?“ fragte München erstaunt. „Ich dachte immer, Du wärst in meinem Alter. Warst Du denn nicht ein Jahr älter als ich? Ich bin vierunddreißig.“

„Na, erlaub' mal, dann soll ich fünfunddreißig sein? Seh' ich denn etwa schon so aus?“ In Marthas Wangen stieg ein jähes Rot.

„Das hab' ich doch gar nicht sagen wollen.“ Die kleine Frau sicherte. „Ich dachte aber doch, Du wärst älter als ich. Nein, Du siehst aus, wie fünfundzwanzig.“ Das letzte klang etwas sarkastisch; Martha schien es jedoch nicht zu merken, sie lächelte geschmeichelt: „Das sagt auch jeder. Und Du bist verheiratet? Dann wohnst Du wohl jetzt auch in Berlin?“

„I bewahrel! Immer noch Potsdamerin. Bin bloß zum Einlaufen hier.“ München strahlte über das ganze Gesicht: „Ich habe doch Friß Bergmann geheiratet, den langen Bergmann vom Luisenplatz.“

„Den? Den — hast Du? . . .“ Martha verfärbte sich. Plötzlich jedoch richtete sie sich empor und ein liebenswürdiges Lächeln glitt um ihren Mund: „Friß Bergmann? Das ist doch der, der erst die Ließe Bürger hat heiraten wollen, nicht? Natürlich, Doktor Bergmanns Friß — er war ja ganz arg hinter ihr her, wir haben immer gelacht, wie verliebt er war.“

„Na, Gott, da war er doch noch 'n Junge.“ Frau München lachte gleichfalls, es klang aber gezwungen: „Von solcher Jungenliebe zu reden.“

„Nein, erlaub' mal, es war kein Junge.“ Martha lächelte immer liebenswürdiger. „Er hat sie auch noch von zweiundzwanzig geliebt. Gott, wir haben's doch immer gesehen von unseren Fenstern aus, auf'm Wilhelmisplatz haben sie sich getroffen und hinter den Büschen abgeküßt. Sie hat ihn doch schließlich bloß nicht geheiratet, weil er bloß Subalternbeamter war. Das ärgert Dich doch aber nicht etwa, liebes München?“

„Ach wo, was soll es mich denn ärgern? Und überhaupt war es ganz anders. Ließe Bürger hat ihm nachgestellt. Dem Friß haben viele Mädchen nachgestellt.“ Die kleine Frau winkte fast.

„Aber er den Mädchen auch. Es wär' aber dumm, wenn es Dich ärgern sollte, München!“ Martha nahm einen belehrenden Ton an. „Wir sollen doch moderne Frauen sein; eine moderne Frau muß sich immer sagen, daß sie weder ihres Mannes erste noch seine letzte Liebe ist.“

„Danke schön! Was soll ich mir sagen? Daß ich nicht Frißens letzte Liebe bin? Nun, da irrst Du Dich doch gewaltig. Wir sind sehr glücklich miteinander.“

„Nun, ja —“ Martha lächelte wieder. „Gott, es giebt ja so viel glückliche Ehen, was man so glücklich nennt. Warum soll es denn Deine nicht auch sein.“

„Sie ist es aber, und wird es auch bleiben.“ Frau Minchen sagte es sehr energisch.

„Ich will es Dir wenigstens jedenfalls wünschen, mein liebes Minchen. Aber, was man so erlebt hat — die Männer machen doch schließlich mal Seitensprünge, und besonders die, die schon vor der Ehe für alle möglichen Mädchen geschwärmt haben.“

„Mein Fritz hat aber durchaus nicht für alle möglichen Mädchen geschwärmt.“ Minchens Stimme klang gereizt.

„Nun ärgerst Du Dich doch, liebste Minchen.“ Martha lachte hell auf vor Vergnügen. „Du bist wirklich keine moderne Frau, Du siehst noch im Mann Dein Ideal.“

„Und Du würdest es auch sehen, wenn Du einen bekommen hättest.“

„Erlaub' mal, von wegen einen bekommen. . . Sechs, wenn ich gewollt hätte! Ich werde aber einen nehmen! Die heiraten doch nur das Geld! Ich werde mich des Geldes wegen heiraten lassen! 'n Mäd'el, die Geld hat, nimmt man nicht aus Liebe.“

„Na, ich hab' auch 'ne Mäg'ist bekommen, und Fritz hat mich aus Liebe geheiratet.“

Minchen setzte sich in Positur. „Du hast aber wohl 'ne Erbschaft gemacht, daß Du auf einmal solche gute Partien bist? Du, weißt Du, wenn die Mäd'el auf die Männer schimpfen, schmeißt das allemal nach sauren Tranben.“

„Minchen, hör' mal, jetzt wirfst Du beleidigend.“ Martha setzte sich fezzengerade. „Du willst wohl Deinen Zorn an mir auslassen, ich kann nichts dafür, daß Dein Fritz Liebe Bürger geliebt hat, er hätte sie gern genommen, wenn sie ihn gewollt hätte.“

„So laß ihn doch gewollt haben! Ihn selber haben noch viel mehr gewollt! Sag' mal, hast Du nicht auch mal für ihn geschwärmt? Natürlich, wir haben noch neulich gelacht d'rüber, Du hast ihm immer Fensterpromenaden gemacht. Das erzählt sich überhaupt ganz Potsdam.“

„Was sich ganz Potsdam schon erzählt. Das alte Klatschweib, das . . . das . . .“ Martha sank zurück, ihre Stimme schnappte über, aber Frau Minchen nahm ihre Patete und sagte mit verbindlichem Lächeln: „Adieu, liebes Fräulein Bernide, es hat mich recht von Herzen gefreut, alte Erinnerungen aufzufrischen!“

ie. Das Geruchsvermögen im Greisenalter. Die Abnahme der sinnlichen Fähigkeiten mit dem hohen Alter ist bisher von der Wissenschaft auf experimentellem Wege noch kaum erforscht worden. Der Pariser Physiologe Vassie hat dies Gebiet betreten, indem er zunächst das Geruchsvermögen im Greisenalter zu messen bestrebt gewesen ist. Er hat 36 Männer und 30 Frauen der Prüfung unterzogen. Die Personen waren im Durchschnitt 78 Jahre alt, doch hatten einige von ihnen bis zu 94 Jahren auf dem Rücken. Vor Beginn der Geruchsmessungen wurde festgestellt, daß die betreffenden Leute an keinerlei krankhaften Veränderungen der Nase, auch nicht an einem vorübergehenden Schnupfen, litten. Von den Ergebnissen ist zunächst auffällig, daß das weibliche Geschlecht den Geruchssinn weit besser bewahrt als das männliche. Die Frau ist im Geruchsvermögen dem Mann auch schon in andren Lebensaltern überlegen, im allgemeinen sogar in allen, doch wußte man bisher nichts darüber, ob sich dieser Vorzug bis ins Greisenalter hinein erhält. Eine zweite beachtenswerte Thatsache ist die sehr erhebliche Herabsetzung der Geruchsempfindlichkeit während des Alters, die stets eintritt. Von den 66 untersuchten Personen konnten 24 als ihres Geruchsvermögens vollkommen verlustig betrachtet werden, während sich ein vollständiger Mangel an Geruchssinn unter erwachsenen Personen jüngeren Alters nur im Verhältnis von 5 vom Hundert zu finden pflegt. Im Greisenalter scheint also die Geruchsempfindlichkeit allmählich zu verflümmern. Ganz merkwürdig aber ist der Umstand, daß die Greise sich dieses Mangels gar nicht bewußt werden. Von den verschiedenen Versuchspersonen behaupteten alle, den starken Duft von Parfüms wahrzunehmen, auch wenn ihnen in den betreffenden Flaschen reines Wasser vorgelegt wurde. Die Gesichtsbilder müßten ihnen die Abwesenheit der Geruchsbilder ersetzen, denn die Personen gaben vor, den Duft von Blumen unterscheiden zu können, wenn sie die Blumen sahen. Uebrigens ist es von sehr bedeutenden Forschern bekannt, daß sie in ihrem Alter das Geruchsvermögen verloren hatten, z. B. von Pasteur. Die durch die Erinnerung gelieferten Bilder sind aber im Alter noch so mächtig, daß die Greise sich über die Herabsetzung oder den gänzlichen Fortfall des Geruchsvermögens völlig hinwegtäuschen.

Kulturgeschichtliches.

— Das Trinken in der „guten alten Zeit“. Die Stuttgarter Stadtbildung vom Jahre 1492 machte es, wie die „Schwäbische Zeitung“ mitteilt, jedem neuereintretenden Richter zur Pflicht, einen silbernen Becher mit seinem Wappen auf die Ratstube mitzubringen. Zu demselben Zwecke mußte in Hall jeder „Herr“, der in den Rat gewählt wurde, das erste Vierteljahrsgeloh seiner Ratsempfehlung zurücklassen. In den Kneipen waren Suppen-, Schlaf- und Untertränke üblich, „damit die Räte und Schreiberknechte“ nachher wieder fleißig arbeiteten. Uebermäßig getrunken wurde zu jener Zeit besonders in der alten Universitätsstadt Tübingen, und wenn man Maßregeln dagegen ergreifen wollte, so gingen die Studenten nach Rotenburg unter dem Vorwand, dort Papier und andres zu holen und kauften sich einen guten Weinrausch. Ein Bericht vom Jahre 1591 rügt sogar, daß die Frauen der Professoren öfters

ein Gläschen über den Durst tranken, daß z. B. Frau Professor Crusius und Frau Homberger sich gar ungebührlich halten, daß sie gar übel stunden und schwören, den Trunk sich ergeben, sonderlich des Crusii Weib, gehen selten zur Kirche, ziehen oftmals nach Lustman und Derentingen und erzeigen sich dort ziemlich verdächtig. Ein stoßgeber, dem nachgewiesen war, daß er einem Herrn von Lauscha für 2 Gulden zu viel Wein gegeben, berief sich auf die ausbrüchliche Erlaubnis des Vaters, daß sein Sohn zuweilen ein Maß über Ordnung nehmen dürfe, da seine Natur etwas weiteres erfordern thue. Und ein Professor Ziegler erklärte, er habe immer dafür gehalten, einem Studenten 80 bis 90 Maß Wein des Vierteljahres zu bewilligen. Als die Weinlese von 1536 sehr ergiebig und ebenso auch im nächsten Jahre besonders reich ausfiel und derart vorzüglich wirkte, daß davon schon ein kleiner Becher voll trinken machte, so geschah es, daß vom Herbst 1540 bis zum ersten Fastensonntag des Jahres 1541 in Württemberg über 400 Personen ums Leben kamen. Im Heilbronner Gebiet hatten damals sogar viele Pfarrer einen Weinschank errichtet. Auch das weibliche Geschlecht überschritt oftmals die Regeln der Mäßigkeit, und ein Heilbronner Ratsdekret sagt darüber deshalb: „Dem Trunke ergebene Weiber sollen vom Stadtnacht herumgedrängt und ihnen an den Kopf ein Zettel gehosien werden mit den Worten: verhoffene Krugsurschel.“ In Hall gingen 1532 drei Schwwestern zusammen nach Munkheim in das damalige Mühlmiedelsche Wirrshaus, wo sie 32 halbe Maß des besten Weines tranken, dann die Jede bezahlten und abends ebenso ruhig nach Hause kamen, wie sie fortgegangen waren. Noch bis Ausgang des 18. Jahrhunderts waren an vielen Orten, wie z. B. in Offenbach, Güglingen, Mühlheim bei Sulz, Weilheim usw., sogenannte Weiberzechen üblich, wo die Schultheizen und Bürgermeister den zechenden Weibern aufwarten mußten. Zu jener Zeit wurden fast jeden Morgen Betrunkene in den Straßen gefunden, in Nürnberg wurde vom Magistrat ein besonderer Karren gehalten, um sie nach Hause zu fahren.

Humoristisches.

— Gutmütig. „Nu' heer'n Se, Herr Wirt, Ihre Beecificals sind Se aber sehr keene! Nähmen Se mer das nich' übel!“
„I wol! Wie werd' ich Se denn das übel nähmen!“
— Der Dichterling. „Und wie stehen Sie mit den Redaktionen?“
„Ra ja — sie bedauern halt so an mir herum!“
— Ausrede. Käufer (in einem Geschäft, das wegen Todesfalls Ausverkauf hat): „. . . Sehn Sie, für dieselbe Dose, die Sie mir da für 8 Mark bieten, wollten Sie früher mir 6 Mark haben!“
Verkäufer: „Nu, was thut mer nicht alles in sein'm Schmerz!“
(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Eine englische Tageszeitung für Frauen wird seit dem 2. ds. in London unter dem Titel „The Daily Mirror“ (der Tagespiegel) von der Firma Harnsworth, den Verlegern der „Daily Mail“ und einiger andren Blättern, herausgegeben. „Daily Mirror“ ist ein Pennyblatt, im Folio nat dem illustrierten „Daily Graphic“ ähnlich, und erscheint auf gutem Papier, sauber gedruckt und mit einer Anzahl Holzschneide geschmückt.
— Das Kleine und Neue Theater bringt demnächst zwei dramatische Erstlingswerke heraus: „Mutter Landstraße“ von Wilhelm Schmidt-Bonn und „Meta Konegen“ von Hermann Sieber.
— Im Kunstsalon Paul Cassirer ist jetzt eine Sammlung von Werken Francisco de Goyas zu sehen.
— Die Berliner Secession wird ihre Winterausstellung am 14. November eröffnen. Die Ausstellung wird u. a. circa 300 Studien Rodins und 70 Handzeichnungen Aubrey Beardsleys enthalten.
— Der Aquarellmaler Ludwig Passini ist in Venedig gestorben.
— Seltsame Aehren. Auf einem Grundstück in Ober-Sohland (Oberlausitz) wurde der „Ob. Btg.“ zufolge eine Roggenähre gefunden, aus der 17 seitlich stehende Nebenähren herausgewachsen sind. Außer dieser seltsamen Aehre trug derselbe Halm noch zwei andre Aehren, die ebenfalls durch mehrfache Teilung eigenartig ausgestaltet sind.
— Ein riesen-Fischzug. Aus Budweis in Böhmen wird dem „Neuen Wiener Tageblatt“ berichtet: Nach dreijähriger Pause fand heuer wieder die Abfischung des zur fürstlich Schwarzenbergischen Herrschaft Wittingau gehörigen mächtigen Rosenberger Teiches statt. Die Abfischung des einen Fischraums von 1200 Joch umfassenden Teiches begann am 19. Oktober sie dauerte durch vier Tage, bis einschließlic dem 22. Oktober, und lieferte annähernd ein Ergebnis von 900 Metercentner Schuppen-, Spiegel- und Leder-tarpfen, 40 Metercentner Schille, 15 Metercentner Hechte und viele Metercentner französische Muränen, Aale, Barbe, Welse und sonstige Arten Fische, also ungefähr 1000 Metercentner Fische im Gesamtwerte von 160 000 Kronen.